

Alf Mentzer: *Die Blindheit der Texte. Studien zur literarischen Raumerfahrung*. Heidelberg (Winter) 2001 (= Anglistische Forschungen; Bd. 293). 252 Seiten.

„La discipline la plus ardue, depuis la création de l'Institut, était la catéchèse. Les prêtres en perdaient leur foi car les enfants étaient pris d'épouvante à l'écoute des récits évangéliques. Ils hurlaient, ils pleuraient, ils tentaient de s'enfuir comme d'une pièce qui aurait pris feu, le prêtre devait auparavant cadenasser la porte [...]. Le plus impossible et le plus atroce, pour les enfants, était l'imagination d'un homme cloué. Palper les derniers sursauts de l'agonie des grenouilles, au cours de sciences naturelles, ne leur faisait pas un tel effet.“ Was in dieser Textpassage aus Hervé Guiberts Roman *Des Aveugles* (1985) angedeutet wird, führt ins Zentrum der Dissertation von Alf Mentzer. Für die blinden Kinder in Guiberts Roman ist die Welt der Sehenden häufig eine Welt des Unvorstellbaren. Was für den ‚sehenden‘ Leser leicht identifizierbar ist, liegt für die blinden Kinder jenseits ihrer Möglichkeiten zur ‚blinden‘ Weltdeutung. Für sie ist das Bild des sterbenden Christus nicht distanziert als religiöses Symbol lesbar, sondern es verweist auf eine nicht-semantisierte und damit unmittelbare Schmerz- und Leidenserfahrung.

An dieser Kluft zwischen Sehenden und Blinden setzt, wenn auch in anderer Form, Alf Mentzer in seiner ausgezeichneten, komparatistisch angelegten Studie über literarische Raumdarstellungen ein. Das Phänomen der Blindheit wird dabei nicht allein als Darstellungsgegenstand in den Blick genommen, sondern es geht Mentzer weit mehr darum, ob und wie mit dem Thema Blindheit immer schon „die Blindheit der sprachlichen Repräsentation thematisch wird“ (7). Denn, so Mentzers These, der Leser eines literarischen Textes verhält sich hinsichtlich der Räume, die im Text dargestellt werden, wie ein Blinder. Der Leser ‚sieht‘ nicht, was der Erzähler ‚sieht‘ und erzählt, und dennoch gelingt es literarischen Texten immer wieder, bei Lesern Raumerfahrungen zu evozieren. Wie aber vollzieht sich dieser Prozeß der textuellen Konstitution von Wahrnehmungsräumen bzw. wie wird überhaupt die Möglichkeit der Wahrnehmbarkeit von literarischen Räumen erzeugt?

Mit dieser Problematik befaßt sich Mentzer eingehend im ersten systematisch-theoretischen Teil seiner Dissertation (Kap. 1), in dem verschiedene linguistische und phänomenologische Ansätze zur textuellen und außertextuellen Raumerfahrung diskutiert werden. Insbesondere die Frage, wie Wahrnehmen und Sprechen miteinander vermittelt werden, steht im Mittelpunkt dieses Teils. Als literarisches Paradebeispiel, an dem die verschiedenen Ansätze immer wieder geprüft werden, dient die schon im „Präludium“ der Dissertation vorgestellte Szene auf den ‚Klippen‘ von Dover zwischen Edgar und blindem Gloucester aus Shakespeares *King Lear*. Dabei zeigt Mentzer, daß weder die gängigen linguistischen Ansätze noch die phänomenologischer Provenienz ausreichen, um das Problemfeld in den Griff zu bekommen. Die linguistischen Ansätze scheitern an der Frage nach dem ontologischen Status des vorgestellten Raums, die phänomenologischen Ansätze an der Ausblendung der Rezeptionsebene und textuellen Verfaßtheit des

evozierten Raums: „Wir haben es in Texten eben nicht mit Anschauung (qua Bewußtseinsakt, der phänomenologisch aufzuklären wäre) zu tun, sondern mit einer sprachlichen Vermittlung (die nicht im einzelnen Bewußtsein, im einzelnen Akt aufgeht).“ (32) Lösen kann Mentzer dieses Problem dadurch, daß er, wie es die Edgar-Gloucester-Szene aus *King Lear* deutlich macht, ein vermittelndes Medium zwischen Wahrnehmung und Sprechen einführt: das „abstrakte Körperschema des Rezipienten“ (33). Auf die Szene aus *King Lear* übertragen, heißt das: „Ein Sprecher (Edgar) sagt dem [blinden] Rezipienten (Gloucester), wo sich sein Körper [im Raum] befindet.“ (34) Diese Beziehung, nämlich die Verbindung von Erzählakt und Wahrnehmungserlebnis, geht allerdings – trotz des vermittelnden Mediums – nicht ineinander auf, sondern bleibt stets in einem Spannungsverhältnis. Denn die „Bedeutung des Raums, den das ‚Hier‘ metonymisch bezeichnet“ kann nicht „objektiv bestimmt“ werden: „Diese bestimmte Leere des blinden Raumbezugs, die mit Wörtern beschrieben werden kann, ohne sich in solche Beschreibungen zu erschöpfen, ist als der Ort des Körpers im Text zu thematisieren. [...] Insofern der Raum stets über seine Bezeichnung hinausgeht, ist die sprachliche Bezugnahme auf den Raum immer auch ein Zeigen, jedoch ein Zeigen im figurativen Modus der Blindheit.“ (37) Eben dieses Spannungsverhältnis soll als Bedingung ästhetischer Produktivität literarischer Raumerfahrung über die Figur der Blindheit analysiert werden.

Im zweiten, historisch-philosophisch angelegten Teil der Dissertation (Kap. 2 und 3) widmet sich Mentzer der „philosophischen Aufklärung der Blindheit“. Mentzer zeichnet die verschiedenen Auffassungen der Blindheit in der Antike und Spätantike sowie – ausführlicher – in der Neuzeit nach. Während in der Antike bzw. Spätantike Blindheit primär allegorisch gedeutet wird (Blindheit wird vielfach mit der Möglichkeit metaphysischer Wesensschau gleichgesetzt), wandelt sich dies in der Neuzeit auf fundamentale Weise. Der Blinde wird zwar weiterhin als allegorische Figur verstanden, doch im Rahmen des durch die Erfindung von Fernrohr und Mikroskop ausgelösten Aufschwungs in der Optik auch zum Objekt naturwissenschaftlicher Forschung. Mit Descartes, Keppler u.a. wird eine neue Auffassung vom Sehen entwickelt, in deren Mittelpunkt der Blinde steht. So wird Blindheit bei Descartes nicht mehr nur als Reduktionsform des Sehens gewertet, sondern als eigener, epistemisch privilegierter Wahrnehmungsmodus, der hilft, das Problem des Sehens zu verstehen. Anhand des sogenannten Molyneux-Experiments (ein Gedanken-Experiment, bei dem ein von Geburt an Blinder durch eine Operation das Augenlicht wiedererlangt und sich die Frage stellt, was er bzw. ob er überhaupt etwas sieht) skizziert Mentzer die philosophische Diskussion über das Thema im 18. Jahrhundert von Locke über Leibniz, Berkeley und medizinischen Berichten über „Staroperationen“ bis zu Diderot. Dabei wird zunehmend deutlicher, daß Sehen immer Sehen-als bedeutet. Bei Diderot wird die Blindheit dann „von einer Limitation eines bestimmten Erkenntnissubjekts zur konstitutiven Bedingung der Erkenntnis schlechthin. Wie der Blinde sich in einer Welt bewegt, die immer auch noch anders wahrgenommen werden könnte, ist auch die beschreibbare Welt abhängig von den sensuell-materiellen Voraussetzungen des jeweiligen Sprechers. In diesem Sinne ist

Diderots kritische Analyse der Metaphorizität der Aufklärungsoptik gleichermaßen Erkenntnis- wie Sprachskepsis.“ (129)

Der dritte Teil der Dissertation (Kap. 4), einer erneuten systematischen-theoretischen Erkundung des Themas, wird die Frage gestellt, „auf welche Weise die Figur der Blindheit für die Subjektbestimmung konstitutiv sein kann und in welcher Hinsicht diese Konstitutionsleistung textuell-narrative Aspekte beinhaltet.“ (141) Im Rückgriff auf Merleau-Ponty wird nochmals der Körperaspekt betont, wobei der Leib als „inkarniertes Bewußtsein“ verstanden wird. Er bildet – wie dies im ersten Teil der Dissertation angedeutet wird – ein vermittelndes Medium zwischen Wahrnehmung und Sprechen. Das Wahrgenommene ist hier weder etwas bloß Gegebenes noch abstrakte Repräsentation. Sinn, auch und gerade hinsichtlich der Wahrnehmung, wird als Differenzstruktur verstanden, die der Leib in der Welt realisiert. Mentzer stützt seine Argumentation einerseits durch Lacans Ausführungen zum „Spiegelstadium“ im Kleinkindalter, wo es zu einer Differenzierung von Ich und Umwelt sowie dem Aufbau von Ich-Grenzen kommt, zum anderen durch De Mans Dekonstruktion der Autobiographie, die, analog zum Lacanschen Spiegelstadium, den Prozeß des autobiographischen Schreibens zwischen Selbstdarstellung und Selbst-Entstellung begreift: „Wenn aber [...] das Bewußtsein sich nicht selbst vorstellig werden kann, dann löst sich das cartesianische *ego cogito* in einem fortlaufenden Chiasmus aus Nicht-sehen und Gesehenwerden auf. Dies gilt auch und besonders für die Betrachtung von Texten, die nicht darauf gerichtet sein kann, die Referenz des Gesagten zu erhellen, die nicht durch den Text die von ihm abgebildete Welt erfassen kann, sondern nur jene blinden Flekken beobachten kann, mittels derer der Text sich konstituiert“ (152).

Der vierte und letzte Teil der Dissertation (Kap. 5 und 6) widmet sich der detaillierten literaturwissenschaftlichen Analyse ausgewählter Werke von John Milton, H.G. Wells und Samuel Beckett. Milton, literarischer Grenzgänger zwischen Renaissance und Neuzeit, zwischen *poeta vates* und modernem *actor*, avanciert für Mentzer zum Modellfall, wie diskursive Autorität über die Figur der Blindheit selbst begründet wird. Besonders interessant sind die Erläuterungen zu Milton *Lost Paradise* – einem Text „über die produktiven Grenzen der Wahrnehmung“ (186), der die „Menschheitsgeschichte als eine Tragödie der Wahrnehmung“ (189) entfaltet. Der Sündenfall wird als Fall der visuellen Perzeption geschildert, die Theodizee als Folgeproblem von Wahrnehmung und theoretischer Neugier. Milton autorisiert sich als Autor im Text in „Abgrenzung gegenüber der wuchernden Wahrnehmung Satans auf der einen Seite und dem standpunktlosen, reinen Bedeuten Gottes auf der anderen Seite.“ (194) Blindheit fungiert hier „als Ort des Chiasmus und nicht als Ort der Reflexion. Die Bewegung des epischen Sprechers ist ein fortlaufendes Widerspiel von Gesehenwerden und Sehen, ohne daß beide zur Deckung zu bringen wären.“ (205) An Wells Erzählung *The Country of the Blind* zeigt Mentzer die Verbindung von Utopie, Blindheit und literarischer Raumdarstellung: „„Utopie‘ wird in dieser Hinsicht nicht (primär) als Vision einer alternativen soziopolitischen Ordnung thematisch, sondern als textuelle Strategie, überhaupt sprachlich Räume zu kreieren, die weder als re-

ferenzialisierbare Wiederholung eines alltagsweltlich vorgegebenen Raumes noch als rein vorstellungsimmanentes Hirngespinnst verstanden werden können.“ (220) In Becketts *The Lost Ones* wird diese Thematik zugespitzt, indem hier ein Raum beschrieben wird, der sich als reines Vorstellungskonstrukt erweist: die „selbstreferentielle Utopie eines Raumes, die die Bedingungen der sprachlichen Raumkonstruktion outriert.“ (228) Als ein wichtiges Ergebnis der Dissertation stellt Mentzer abschließend heraus: „Vorgestellte Räume bilden nicht einen vorgegebenen Raum ab, sondern die Differenz zwischen Raum der Vorstellung und vorgestelltem Raum. Diese Differenz ist konstituiert das ‚Sehen in Texten‘, die textspezifische Raumrezeption. [...] In diesem Sinne ist jene Blindheit, die Text zum Ausdruck bringen, kreative Gestaltung eines grundsätzlichen Wahrnehmungsdefizits der Welt gegenüber, in der wir als Leser immer schon sind.“ (237 f.)

Alf Mentzers Dissertation liefert einen in mehrfacher Hinsicht wichtigen Beitrag nicht nur zur Diskussion des Themas Blindheit in philosophischer und literaturwissenschaftlicher Hinsicht, wobei der motivgeschichtliche Ansatz bewußt zugunsten einer zum Teil diskursanalytisch, zum Teil dekonstruktivistisch orientierten Methode aufgegeben wird und so neue Einsichten in den epistemologischen Paradigmenwechsel im 18. Jahrhundert gewonnen werden können. Die Dissertation liefert gleichfalls einen bedeutenden systematischen Beitrag zur Diskussion literarischer Raumdarstellungen, indem in die traditionelle binäre Matrix von erzähltem und realem Raum der Leib als differentielles Moment eingeführt wird, über den beide Räume trotz ihrer prinzipiellen Heterogenität im Akt räumlicher Vorstellung miteinander verbunden werden können.

Uwe Lindemann

Alfred Messerli/Roger Chartier (Hg.): *Lesen und Schreiben in Europa 1500-1900. Vergleichende Perspektiven/Perspectives comparées/Perspettive comparate*. Basel (Schwabe-Verlag) 2000. 652 Seiten.

In besonderem Maße werden die Bedingtheiten und Besonderheiten der eigenen Kultur dem, der ihr angehört und insofern eigentlich in ihr befangen ist, dann bewußt, wenn die Grundlagen dieser Kultur in ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit eingeklammert und als Unselbstverständlichkeiten betrachtet werden; für eine Schreib- und Lesekultur wie die unsere stellt sich dieser Effekt beim Blick auf Zeiten und Territorien ein, für die das Lesen und Schreiben noch nicht den Status selbstverständlicher Alltagspraktiken besaßen, sondern Lese- und Schreibtechniken, die heute geläufig oder auch schon wieder überholt erscheinen, allererst entwickelt und erprobt wurden. Der Band *Lesen und Schreiben in Europa 1500-1900* enthält eine Reihe von Beiträgen, welche in diesem Sinne die Unselbstverständlichkeit des Lesens und Schreibens und mithin der Kontingenz unserer Kultur gewidmet sind.

Der Band versammelt Referate und Diskussionsbeiträge einer Tagung zum Thema „Lesepraktiken und Schreibpraktiken in Europa, 1500-1900“, die 1996 in